

KURT TUCHOLSKY  
Schloss Gripsholm



Der Sommer steht vor der Tür, und Tucholsky, das erzählende Ich, erhält von seinem Verleger den Auftrag, etwas Leichtes, etwas Unbeschwertes zu schreiben. Er will darüber nachdenken, fährt nach Schweden, und die Geschichte eines Sommerurlaubs beginnt: Der Autor und seine Freundin, die Prinzessin, mieten sich für fünf Wochen im Schloss Gripsholm ein. Sie bekommen Besuch vom Kumpel Karlchen und von Billie, der besten Freundin der Prinzessin. Die Tage verbringen sie mit vergnüglichen Gesprächen, Baden und langen Spaziergängen. Doch dann treffen sie auf ein kleines Mädchen, das vor den bedrückenden Verhältnissen eines Kinderheims geflohen ist. Ein Schatten fällt auf die strahlende Sommeridylle.

KURT TUCHOLSKY

# Schloss Gripsholm

Eine Sommergeschichte

Herausgegeben  
von Sabina Becker

RECLAM 



Wir können auch die Trompete blasen  
Und schmetternd weithin durch das Land;  
Doch schreiten wir lieber in Maientagen,  
Wenn die Primeln blühen und die Drosseln schlagen,  
Still sinnend an des Baches Rand.

*Storm*

Für IA 47407

# Erstes Kapitel

1

ERNST ROWOHLT VERLAG  
BERLIN W 50  
PASSAUER STRASSE 8/9

8. Juni

*Lieber Herr Tucholsky,*

*schönen Dank für Ihren Brief vom 2. Juni. Wir haben Ihren Wunsch notiert. Für heute etwas andres.*

*Wie Sie wissen, habe ich in der letzten Zeit allerhand politische Bücher verlegt, mit denen Sie sich ja hinlänglich beschäftigt haben. Nun möchte ich doch aber wieder einmal die »schöne Literatur« pflegen. Haben Sie gar nichts? Wie wäre es denn mit einer kleinen Liebesgeschichte? Überlegen Sie sich das mal! Das Buch soll nicht teuer werden, und ich drucke Ihnen für den Anfang zehntausend Stück. Die befreundeten Sortimentler sagen mir jedes Mal auf meinen Reisen, wie gern die Leute so etwas lesen. Wie ist es damit?*

*Sie haben bei uns noch 46 RM gut – wohin sollen wir Ihnen die überweisen?*

*Mit den besten Grüßen*

*Ihr*  
*(Riesenschnörkel) Ernst Rowohlt*

10. Juni

Lieber Herr Rowohlt,

*Dank für Ihren Brief vom 8. 6.*

*Ja, eine Liebesgeschichte . . . lieber Meister, wie denken Sie sich das? In der heutigen Zeit Liebe? Lieben Sie? Wer liebt denn heute noch?*

*Dann schon lieber eine kleine Sommergeschichte.*

*Die Sache ist nicht leicht. Sie wissen, wie sehr es mir widerstrebt, die Öffentlichkeit mit meinem persönlichen Kram zu behelligen – das fällt also fort. Außerdem betrüge ich jede Frau mit meiner Schreibmaschine und erlebe daher nichts Romantisches. Und soll ich mir die Geschichte vielleicht ausdenken? Phantasie haben doch nur die Geschäftsleute, wenn sie nicht zahlen können. Dann fällt ihnen viel ein. Unsereinem . . .*

*Schreibe ich den Leuten nicht ihren Wunschtraum (›Die Gräfin raffte ihre Silber-Robe, würdigte den Grafen keines Blickes und fiel die Schlostreppe hinunter‹), dann bleibt nur noch das Propplem über die Ehe als Zimmer-Gymnastik, die ›Menschliche Einstellung‹ und all das Zeug, das wir nicht mögen. Woher nehmen und nicht bei Villon stehlen?*

*Da wir grade von Lyrik sprechen:*

*Wie kommt es, dass Sie in § 9 unsres Verlagsvertrages 15 Prozent honorarfreie Exemplare berechnen? So viel Rezensionsexemplare schicken Sie doch niemals in die Welt hinaus! So jagen Sie den sauern Schweiß Ihrer Autoren durch die Gurgel – kein Wunder, dass Sie auf Samt saufen, während unsereiner auf harten Bänken dünnes Bier schluckt. Aber so ist alles.*

*Dass Sie mir gut sind, wusste ich. Dass Sie mir für 46 RM gut sind, erfreut mein Herz. Bitte wie gewöhnlich an die alte Adresse. Übrigens fahre ich nächste Woche in Urlaub.*

*Mit vielen schönen Grüßen*

*Ihr  
Tucholsky*

12. Juni

*Lieber Herr Tucholsky,*

*vielen Dank für Ihren Brief vom 10. d. M.*

*Die 15 % honorarfreien Exemplare sind – also das können Sie mir wirklich glauben – meine einzige Verdienstmöglichkeit. Lieber Herr Tucholsky, wenn Sie unsre Bilanz sähen, dann wüssten Sie, dass es ein armer Verleger gar nicht leicht hat. Ohne die 15% könnte ich überhaupt nicht existieren und würde glatt verhungern. Das werden Sie doch nicht wollen.*

*Die Sommergeschichte sollten Sie sich durch den Kopf gehen lassen.*

*Die Leute wollen neben der Politik und dem Aktuellen etwas haben, was sie ihrer Freundin schenken können. Sie glauben gar nicht, wie das fehlt. Ich denke an eine kleine Geschichte, nicht zu umfangreich, etwa 15–16 Bogen, zart im Gefühl, kartoniert, leicht ironisch und mit einem bunten Umschlag. Der Inhalt kann so frei sein, wie Sie wollen. Ich würde Ihnen vielleicht insoweit entgegenkommen, dass ich die honorarfreien Exemplare auf 14 % heruntersetze.*

*Wie gefällt Ihnen unser neuer Verlagskatalog?*

*Ich wünsche Ihnen einen vergnügten Urlaub und bin mit vielen Grüßen*

*Ihr  
(Riesenschnörkel) Ernst Rowohlt*

15. Juni

*Lieber Meister Rowohlt,*

*auf dem neuen Verlagskatalog hat Sie Gulbransson ganz richtig gezeichnet: still sinnend an des Baches Rand sitzen Sie da und angeln die fetten Fische. Der Köder mit 14 % honorarfreier Exemplare ist nicht fett genug – 12 sind auch ganz schön. Denken Sie mal ein bisschen darüber nach und geben Sie Ihrem harten Verlegerherzen einen Stoß. Bei 14 % fällt mir bestimmt nichts ein – ich dichte erst ab 12 %.*

*Ich schreibe diesen Brief schon mit einem Fuß in der Bahn. In einer Stunde fahre ich ab – nach Schweden. Ich will in diesem Urlaub überhaupt nicht arbeiten, sondern ich möchte in die Bäume gucken und mich mal richtig ausruhn.*

*Wenn ich zurückkomme, wollen wir den Fall noch einmal bebrüten. Nun aber schwenke ich meinen Hut, grüße Sie recht herzlich und wünsche Ihnen einen guten Sommer! Und vergessen Sie nicht: 12 %!*

*Mit vielen schönen Grüßen*

*Ihr getreuer  
Tucholsky*

Unterschrieben – zugeklebt – frankiert – es war genau acht Uhr zehn Minuten. Um neun Uhr zwanzig ging der Zug von Berlin nach Kopenhagen. Und nun wollten wir ja wohl die Prinzessin abholen.

Sie hatte eine Altstimme und hieß Lydia.

Karlchen und Jakopp aber nannten jede Frau, mit der einer von uns dreien zu tun hatte, »die Prinzessin«, um den betreffenden Prinzgemahl zu ehren – und dies war nun also die Prinzessin; aber keine andre durfte je mehr so genannt werden.

Sie war keine Prinzessin.

Sie war etwas, was alle Schattierungen umfasst, die nur möglich sind: sie war Sekretärin. Sie war Sekretärin bei einem unförmig dicken Patron; ich hatte ihn einmal gesehen und fand ihn scheußlich, und zwischen ihm und Lydia ... nein! Das kommt beinah nur in Romanen vor. Zwischen ihm und Lydia bestand jenes merkwürdige Verhältnis von Zuneigung, nervöser Duldung und Vertrauen auf der einen Seite und Zuneigung, Abneigung und duldender Nervosität auf der andern: sie war seine Sekretärin. Der Mann führte den Titel eines Generalkonsuls und handelte ansonsten mit Seifen. Immer lagen da Pakete im Büro herum, und so hatte der Dicke wenigstens eine Ausrede, wenn seine Hände fettig waren.

Der Generalkonsul hatte ihr in einer Anwandlung fürstlicher Freigebigkeit fünf Wochen Urlaub gewährt; er fuhr nach Abbazia. Gestern Abend war er abgefahren – werde ihm der Schlafwagen leicht! Im Büro saßen sein Schwager und für Lydia eine Stellvertreterin. Was gingen mich denn seine Seifen an – Lydia ging mich an.

Da stand sie schon mit den Koffern vor ihrem Haus – »Hallo!«

»Du bischa all do?«, sagte die Prinzessin – zur grenzenlosen Verwunderung des Taxichauffeurs, der dieses für ostchinesisch hielt. Es war aber missingsch.

Missingsch ist das, was herauskommt, wenn ein Plattdeutscher hochdeutsch sprechen will. Er krabbelt auf der glatt gebohnerten Treppe der deutschen Grammatik empor und lutscht alle Nase lang wieder in sein geliebtes Platt zurück. Lydia stammte

aus Rostock, und sie beherrschte dieses Idiom in der Vollen-  
dung. Es ist kein bäurisches Platt – es ist viel feiner. Das Hoch-  
deutsch darin nimmt sich aus wie Hohn und Karikatur; es ist,  
wie wenn ein Bauer in Frack und Zylinder aufs Feld ginge und so  
ackerte. Der Zylinder ischa en finen statschen Haut, över wen  
dor nich mit grot worn is, denn rutscht hei ümmer werrer aff,  
dat deiht he ... Und dann ist da im Platt der ganze Humor dieser  
Norddeutschen; ihr gutmütiger Spott, wenn es einer gar zu toll  
treibt, ihr fest zupackender Spaß, wenn sie falschen Glanz wit-  
tern, und sie wittern ihn, unfehlbar ... diese Sprache konnte Ly-  
dia bei Gelegenheit sprechen. Hier war eine Gelegenheit.

»Kann mir gahnich gienug wunnern, dass den Zeit nich ver-  
schlafen hass!«, sagte sie und ging mit festen, ruhigen Bewegun-  
gen daran, mir und dem Chauffeur zu helfen. Wir packten auf.  
»Hier, nimm den Dackel!« – Der Dackel war eine fette, bis zur  
Albernheit lang gezogene Handtasche. Und so pünktlich war sie!  
Auf ihren Nasenflügeln lag ein Hauch von Puder. Wir fuhren.

»Frau Kremser hat gesagt«, begann Lydia, »ich soll mir meinen  
Pelz mitnehmen und viele warme Mäntel – denn in Schweden  
gibt es überhaupt keinen Sommer, hat Frau Kremser gesagt. Da  
wär immer Winter. Ische woll nich möchlich!« Frau Kremser  
war die Haushälterin der Prinzessin, Stubenmädchen, Reinma-  
chefrau und Großsiegelbewahrerin. Gegen mich hatte sie noch  
immer, nach so langer Zeit, ein leise schnüffelndes Misstrauen –  
die Frau hatte einen guten Instinkt. »Sag mal ... ist es wirklich so  
kalt da oben?«

»Es ist doch merkwürdig«, sagte ich. »Wenn die Leute in  
Deutschland an Schweden denken, dann denken sie: Schwe-  
denpunsch, furchtbar kalt, Ivar Kreuger, Zündhölzer, furchtbar  
kalt, blonde Frauen und furchtbar kalt. So kalt ist es gar nicht.« –  
»Also wie kalt ist es denn?« – »Alle Frauen sind pedantisch«, sag-  
te ich. »Außer dir!«, sagte Lydia. – »Ich bin keine Frau.« – »Aber  
pedantisch!« – »Erlaube mal«, sagte ich, »hier liegt ein logischer  
Fehler vor. Es ist genaustens zu unterscheiden, ob pro pri-

mo ...« – »Gib mal 'n Kuss auf Lydia!«, sagte die Dame. Ich tat es, und der Chauffeur nuckelte leicht mit dem Kopf, denn seine Scheibe vorn spiegelte. Und dann hielt das Auto da, wo alle besseren Geschichten anfangen: am Bahnhof.

### 3

Es ergab sich, dass der Gepäckträger Nr. 47 aus Warnemünde stammte, und der Freude und des Geredes war kein Ende, bis ich diese landsmännische Idylle, der Zeit wegen, unterbrach. »Fährt der Gepäckträger mit? Dann könnt ihr euch ja vielleicht im Zug weiter unterhalten ...« – »Olln Döskopp! Heww di man nich so!«, sagte die Prinzessin. Und: »Wi hemm noch bannig Tid!«, der Gepäckträger. Da schwieg ich überstimmt, und die beiden begannen ein emsiges Palaver darüber, ob Korl Düsigg noch am ›Strom‹ wohnte – wissen Sie: Düsigg – näää ... de Olsch! So, Gott sei Dank, er wohnte noch da! Und hatte wiederum ein Kind hergestellt: der Mann war achtundsiebzig Jahre und wurde von mir, hier an der Gepäckausage, außerordentlich beneidet. Es war sein sechzehntes Kind. Aber nun waren es nur noch acht Minuten bis zum Abgang des Zuges, und ... »Willst du Zeitungen haben, Lydia?« – Nein, sie wollte keine. Sie hatte sich etwas zum Lesen mitgebracht – wir unterlagen beide nicht dieser merkwürdigen Krankheit, plötzlich auf den Bahnhöfen zwei Pfund bedrucktes Papier zu kaufen, von dem man vorher ziemlich genau weiß: Makulatur. Also kauften wir Zeitungen.

Und dann fuhren wir – allein im Abteil – über Kopenhagen nach Schweden. Vorläufig waren wir noch in der Mark Brandenburg.

»Finnste die Gegend hier, Peter?«, sagte die Prinzessin. Wir hatten uns unter anderm auf Peter geeinigt – Gott weiß, warum.

Die Gegend? Es war ein heller, windiger Junitag – recht frisch, und diese Landschaft sah gut aufgeräumt und gereinigt aus – sie